

# *Bettina Taraki*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Nepal

vom 11. März bis 11. Juni 2002

## **Tourismus und Entwicklung in Nepal**

Von Bettina Taraki

Nepal, vom 11.03. bis 11.06.2002  
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung

# Inhalt

1.	Zur Person	562
2.	Einleitung	562
3.	Land im Ausnahmezustand	563
3.1	Der Königsmord – ein Jahr danach	563
3.2	Wer sind die Maoisten?	564
3.3	Der Konflikt eskaliert	565
3.4	Exodus aus den Dörfern	566
3.5	State of emergency	567
3.6	Maulkorb für Journalisten	567
3.7	Machtgerangel im Ausnahmezustand	568
3.8	Dialog?	569
3.9	Terroristen und Touristen	569
4.	Von Kopf bis Fuß auf Touristen eingestellt	571
4.1	Von Trägern und Getragenen	573
4.2	Getrübte Dorfidylle?	575
4.3	Nationalparks, gut für wen?	575
4.4	Wir kochen alle nur mit Holz	577
4.5	Folklore exklusiv	577
5.	Fünfzig Jahre Tourismus	579
5.1	Das Hippie-Paradies	580
5.2	Das Paradies gerät aus den Fugen	581
5.3	Zauberwort Ökotourismus	582
6.	Tourismusprojekte und Projekttourismus	584
6.1	Kloster mit Vorzeigecharakter: Das Tengboche Development Project	584
6.2	Lamamangel in Lukla	587
7.	Schlussbemerkung	588

## 1. Zur Person

Bettina Taraki studierte Kommunikationsdesign in Würzburg. Ein Austauschsemester an der Universität in Camberra, Australien schloss sich an. Grafik und Design blieben zunächst ihre beruflichen Schwerpunkte, neben ersten Erfahrungen im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit. Als freie Mitarbeiterin entwarf sie eine Fotodokumentation für die GTZ in Addis Abeba. Eine Redaktionshospitantz im ARD-Studio in Nairobi, Kenia, brachte sie dem internationalen Journalismus ein Stück weit näher. Nach Jahren der freien Mitarbeit für den WDR in Köln absolvierte Bettina Taraki ein Volontariat zur Hörfunk- und Fernsehredakteurin. Seit November 2003 arbeitet sie als Entwicklungshelferin für Medienfragen für den Deutschen Entwicklungsdienst in Burkina Faso.

## 2. Einleitung

„Besuchen sie das geheimnisvolle Königreich mit seinen friedlichen Menschen und erleben Sie das sagenumwobene Shangri-La ...“ werben die Reiseprospekte.

„Wer möchte schon in ein Land, von dem man nur Schreckliches hört, in dem man sich nicht sicher fühlen kann?“ klagt Sabine Lehmann, Hotelmanagerin in Kathmandu, „wenn es in der nächsten Saison so weitergeht, dann muss ich alle meine Leute entlassen und das Hotel schließen.“

Über 95.000 Besucher aus dem Ausland meldet das Nepal Tourism Board für die Monate Januar bis März 2001. Ein Jahr später kamen in der selben Zeit nur noch knapp 53.000, ein Rückgang von annähernd 45%. Für ein Land, das nach Angaben der nepalischen Hotel Association 24% seiner gesamten Deviseneinnahmen aus dem Tourismus bezieht, ist das eine wirtschaftliche Katastrophe.

Stellte ich mir im Jahr 2000 noch die Frage, wie Nepal den stetig wachsenden Besucherstrom mit „nachhaltigem“, „sanftem“ und „Öko-Tourismus“ in den Griff bekommen und gleichzeitig die Armut bekämpfen kann, so stellt sich mir jetzt die Frage, wie dieser starke Rückgang der Touristen zustande gekommen ist und warum dies solch gravierende Folgen für das kleine Land hat.

Was war passiert mit diesem friedlichen, geheimnisvollen Königreich? Wie konnte es geschehen, dass der König, der als Wiedergeburt eines Hindu-Gottes große Verehrung im Land genoss, über Nacht mitsamt Familie vom eigenen Sohn hingemetzelt wurde? Und wie kann in einem Land, das bisher als weitgehend friedlich galt, eine Gruppe maoistischer Rebellen die Kontrolle über ganze Landstriche übernehmen und die Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzen?

Das Jahr 2058 des nepalischen Kalenders (April 2001–April 2002) war eines der schwärzesten für Nepal und eine Pleite für das Tourismusgeschäft.

Viele Projekte, die sich auf die Förderung des Tourismus oder des Öko-Tourismus spezialisiert hatten, liegen momentan auf Eis – weil sie sich in von Maoisten kontrollierten Regionen befinden. Und obwohl ausländische Besucher bisher von Angriffen der Maoisten verschont geblieben sind, wurde mir vom Besuch Mao-kontrollierter Regionen abgeraten. Vor allem weil die Rebellen nicht sehr gut auf westliche Hilfsorganisationen zu sprechen sind. Bei meiner Recherche musste ich mich daher häufig auf Informationen aus zweiter Hand oder auf Interviews mit Projektleitern beschränken.

Die momentane Situation macht deutlich, wie sehr Nepal inzwischen vom Tourismus abhängig ist, obwohl es doch erst vor 50 Jahren seine Tore für Fremde geöffnet hat.

### **3. Land im Ausnahmezustand**

#### **3.1 Der Königsmord – ein Jahr danach**

Die Schüsse, die am Abend des 1. Juni 2001 hinter den hohen Palastmauern des Königshauses fielen, erschütterten das ganze Land. Thronfolger Dipendra erschoss bei einem Familientreffen seine Eltern, König Birendra und Königin Aishwarya, seine beiden Geschwister sowie 5 weitere Verwandte bevor er sich mit seiner Waffe selbst richtete. Diese Tat war so unfassbar, dass viele Nepalis selbst ein Jahr später dieses Verbrechen noch immer nicht wahrhaben wollen. Auch zweifeln viele an der offiziellen Version zum Motiv und Hergang der Tat, die bis heute nie vollständig aufgeklärt wurde.

Demnach soll der Prinz, der hinlänglich als gewaltbereiter Waffennarr galt, während eines Familientreffens im Drogenrausch amokgelaufen sein. Eines der ausschlaggebenden Tatmotive sei die ständige Auseinandersetzungen über die Wahl seiner Braut gewesen: die von Dipendra Auserwählte hatte die falsche Abstammung.

Noch Wochen nach dem Attentat herrschte in Nepal lähmendes Entsetzen. Da die Öffentlichkeit über die Ermittlungen nicht informiert wurde, mehrten sich Gerüchte, dass jemand anderes hinter der Tat stecken müsste. Hinter vorgehaltener Hand wurde häufig die Version der Maoisten verbreitet, die einen Komplott hinter den Morden vermuten – hatte sich König Birendra ihnen gegenüber doch immer wieder gesprächsbereit gezeigt.

Obwohl nicht unfehlbar, wurde der König sehr verehrt und genoss hohes Ansehen bei den Nepalis. Vielen Menschen galt er als Symbol der Einheit für eine Nation, die von gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Ungleichheit gezeichnet ist.

Noch heute, ein Jahr nach seinem Tod, hängen in den meisten Hotels und Geschäften, aber auch in Privathäusern die sorgsam eingerahmten Portraits des ermordeten Königspaares, liebevoll umwickelt mit Katas, den beigefarbenen Gebetsschals. Nur vereinzelt, hauptsächlich in offiziellen Gebäuden und Einrichtungen wurden sie durch Porträts des neuen Königspaares ersetzt. Gyanendra, der Bruder des ermordeten Königs, der zwei Tage nach den Todesschüssen den Thron übernahm, hatte von Anfang an einen schweren Stand. Da der König in Nepal die Reinkarnation des Hindugottes Vishnu (Gott für Würde und Gleichmut) verkörpert, ist eine Amtsübernahme schon aus traditionell-religiösen Gründen für viele Nepali nicht annehmbar. Akzeptanzschwierigkeiten hat der neue König vor allem wegen seines Sohnes und Thronfolgers Paras. Nach Meinung vieler Nepalis soll dieser extrem unsympathisch und noch gewalttätiger sein, als sein Vorgänger Prinz Dipendra. Er sei ein Chaot und Waffennarr und habe bereits einige Menschenleben auf dem Gewissen.

Nach Ablauf des offiziellen Trauerjahres am 1. Juni 2002 verbreiteten die Tageszeitungen Optimismus. Umfragen zufolge hatte der neue König an Beliebtheit gewonnen. Allmählich bröckelte auch der Glanz des verstorbenen Königs. „Er war zwar ein friedliebender König und hat 1990 seine absolute Macht zugunsten der Demokratie abgegeben“, sagt der Reiseunternehmer Krishna Karki, „aber er war nicht clever genug, die Macht, die er hatte, für das Wohl des Volkes einzusetzen. Er hätte aufmerksamer verfolgen sollen, was in seinem Land wirklich passiert, statt dessen hat er sich eher passiv verhalten, wenn es ein größeres Problem gab.“

König Gyanendra hingegen wird mittlerweile für seinen scharfen und berechnenden Verstand geschätzt. Er sagt von sich selbst, dass er aktiver sein wird, als es sein Bruder jemals war.

### **3.2 Wer sind die Maoisten?**

„In Nepal haben wir viele Probleme, die direkt oder indirekt für den Konflikt verantwortlich sind. Eine zum Himmel stinkende Korruption, soziale Ungerechtigkeit, das Kastensystem, die Unterdrückung der Frau. Und wir haben Arbeitslosigkeit, v.a. unter den jungen Menschen. All diese Probleme zusammen genommen bilden die Grundlage für den Konflikt, den wir heute in unserem Land haben“. Sudip Pathak von der Human Rights Organisation of Nepal.

Die maoistische Partei Nepals war bis vor einigen Jahren Teil der kommunistischen Oppositionspartei, spaltete sich jedoch 1994 ab und ging in den Untergrund. Nicht ganz unfreiwillig, erzählt der Journalist Mohan Bista, waren sie der jeweilig amtierenden Regierung doch immer ein Dorn im Auge gewesen.

Das Credo der Maoisten ist der Kampf gegen den Feudalismus, gegen Korruption und soziale Ungerechtigkeit. Ihr radikaler Forderungskatalog umfasst unter anderem: Gründung einer Republik, weitreichende Landreform, Stopp der ausländischen Entwicklungshilfe und keine Rolle mehr für die königliche Familie. Zur Durchsetzung ihrer Forderungen setzten sie der Regierung ein Ultimatum, welches 1996 tatenlos verstrich. Seither befinden sich die Maoisten im Aufstand. Da sie zunächst nur spärlich mit Waffen ausgerüstet waren, wurden sie lange nicht als ernst zu nehmende Gefahr betrachtet. Statt dessen seien sie immer wieder willkürlichen und gewaltsamen Angriffen seitens Polizei und Armee ausgesetzt gewesen, berichtet Mohan Bista. Erst daraufhin verschafften sie sich Zugang zu Waffen, plünderten Armeestützpunkte, Waffenlager und Banken. Als Kämpfer der Armen genossen die Rebellen bei der Bevölkerung anfangs eine Art Robin-Hood-Status. Ihr politischer Kurs war populär und wurde von breiten Teilen der Bevölkerung mitgetragen, vor allem im Zentralgebiet der Maoisten – dem Rolpa-Distrikt im Mittelwesten. Seit vielen Jahren wird diese Region vom Staat besonders vernachlässigt und ist von bitterer Armut, Analphabetismus und medizinischer Unterversorgung gezeichnet.

### 3.3 Der Konflikt eskaliert

„Wir Nepalis sind ein sehr friedfertiges Volk, nie waren wir in größere Kriege verwickelt, nie wurden wir kolonisiert. Dass jetzt die Gewalt so massiv und so grausam ausgebrochen ist, liegt daran, dass die Zeit für eine Revolution überreif war“, sagt der Reiseunternehmer Krishna Karki. „Der soziale Druck ist einfach zu groß geworden. Es ist wie mit einem Ballon, den man immer weiter aufbläst, bis er irgendwann platzt. Das ist das Problem das wir haben.“

Knapp 2 Monate nach dem Königsmassaker wurde Sher Bahadur Deuba zum neuen Premierminister ernannt. Seine anfängliche Bereitschaft zum Dialog mit den Maoisten verlief nach wenigen fruchtlosen Gesprächen am runden Tisch ins Leere.

Im November 2001 brachen die Maoisten die Friedensgespräche mit dem Premier ab und gingen zum Angriff über. Sie attackierten auf einen Schlag 48 Armee-, Polizei- und Regierungseinrichtungen. Daraufhin verhängte der neue König auf Antrag des Premierministers am 23. November 2001 den Ausnahmezustand über Nepal. Die Maoisten galten fortan als Terroristen und wurden mit schweren Waffen bekämpft. Der seit 1996 schwelende Konflikt nahm das Ausmaß eines Bürgerkriegs an.

Die Rebellen begannen mit einer systematischen „Reinigungskampagne“, indem sie ihre Territorien, v.a. im Westen des Landes, in Chaos versinken ließen

und alle Gegner auslöschten. Sie töteten nicht nur Regierungsangehörige, sondern jeden, der in irgendeiner Weise Stabilität oder eine alternative Autorität repräsentierte: Postangestellte, Geldverleiher, Mediziner, Landbesitzer und Lehrer. Der Direktor einer Internatsschule in Kathmandu ist so verängstigt, dass er mir weder seinen Namen nennen will, noch ein Interview auf Band geben möchte. Er zeigt mir eine Sammlung von Zeitungsartikeln, die Morde oder Gewalttaten an seinen Kollegen dokumentieren.

„Die Maoisten wollen auch im Schulwesen „Gerechtigkeit“, sagt er, „sie fordern gleiches Recht auf Bildung für alle. In den Privatschulen schaffen viele einen guten Abschluss, aber die Eltern müssen dafür auch ein hohes Schulgeld bezahlen. Die staatlichen Schulen sind einfach zu schlecht und die werden nicht besser, wenn man die Lehrer der Privatschulen umbringt. Das wollen die Maoisten nicht begreifen.“

Seit Ausrufung des Ausnahmezustands haben die Maoisten etwa 200 Menschen exekutiert und Tausende gefoltert. Schätzungsweise 2.000 Menschen kamen in der ersten Jahreshälfte 2002 bei Kämpfen ums Leben – im September zählte man schon 5.000. Die Kritik an den Maoisten innerhalb der Bevölkerung wird deshalb immer lauter, auch wegen der „Revolutionssteuer“, die von den Rebellen überall eingetrieben wird und der Ausrufung sinnloser Generalstreiks. Mit völliger Verständnislosigkeit reagieren die Menschen, als die Maoisten beginnen, die Infrastruktur zu zerstören, indem sie Trinkwasserprojekte, Telefonleitungen, Brücken und Kliniken verwüsten.

### **3.4 Exodus aus den Dörfern**

Die Lebensqualität in den „midhills“, dem Mittelwesten verschlechtert sich zunehmend. Feste, Zeremonien und Rituale finden nicht mehr statt, vielleicht nie wieder. Ganze Familien verlassen ihre Dörfer und irren als Flüchtlinge von einem Ort zum nächsten. Aus Angst vor Zwangsrekrutierungen fliehen junge Männer scharenweise ins Kathmandutal, nach Indien oder in die Golfstaaten, um sich als billige Tagelöhner durchzuschlagen. Der Exodus der männlichen Bevölkerung aus den westlichen Distrikten beläuft sich auf schätzungsweise 60%. Zurück bleiben alte Menschen, Frauen und Kinder. Die werden aber von den Maoisten keineswegs verschont. Angeblich sollen sie Frauen und Kinder zu Soldaten und junge Mädchen als Sexsklavinnen zwangsrekrutiert haben.



### 3.5 State of emergency

„Man kann die Situation nicht lösen und diese Leute loswerden indem man sie einfach nur als Terroristen bezeichnet. Damit schiebt man den Staub nur unter den Teppich. Die Forderungen der Maoisten an die Politik sind entscheidend“, sagt Basantha Thapa von der Himal Association. „Ich glaube, sie bekommen noch immer eine beträchtliche Unterstützung von der Bevölkerung. Die Tatsache, dass sie in der Lage sind, gegen eine organisierte Armee und die Polizei zu kämpfen, zeigt doch, dass sie enorm unterstützt werden.“

Die Regierung reagiert mit Gegengewalt und steht dabei an Brutalität den Maoisten in nichts nach. Der Ausnahmezustand setzt fundamentale demokratische Grundrechte außer Kraft und öffnet der Willkür des Staates Tür und Tor. Polizei und Armee haben die Erlaubnis, auch ohne begründeten Verdacht, Menschen festzunehmen oder zu erschießen. „Einige Soldaten nutzen diese Freiheit auch für Vergewaltigungen“, berichtet Renu Sharma von der Women's Foundation. „Würden diese Frauen aussagen, liefen sie Gefahr, entweder von ihren Peinigern erschossen oder von der Regierung als Maoistenfreunde bezichtigt zu werden.“

Über 5.000 Personen wurden bisher verhaftet und eingesperrt. Eine Gerichtsbarkeit steht ihnen – während des Ausnahmezustands – nicht zu. Die Menschen in den Mao-regierten Gebieten stehen zwischen den Fronten und fühlen sich sowohl von den Rebellen als auch von der Armee bedroht. „Wer von einem Rebellen gezwungen wird, ihm Unterschlupf und eine Mahlzeit zu gewähren, kann damit rechnen, am nächsten Tag als „Maoist“ denunziert und verhaftet zu werden“, erzählt Mohan Bista. Sudip Pathak von der Human Rights Organisation beklagt, dass man nie etwas über die wirkliche Zahl der Opfer auf maoistischer Seite, geschweige denn über die Zahl der getöteten Zivilisten erfahre. Tatsächlich wird die Zahl der getöteten Zivilisten als sehr hoch eingeschätzt. Gerüchten zufolge bedienen sich Maoisten bei Kämpfen menschlicher Schutzschilde und Sicherheitskräfte, töten oft auf bloßen Verdacht. Auffällig ist auch, dass in Berichten über kämpferische Auseinandersetzungen zwischen Armee und Rebellen nie die Rede von Verletzten oder Verhafteten ist.

### 3.6 Maulkorb für Journalisten

Um die „Sprachrohre der Maoisten“ mundtot zu machen, wird der Presse nahegelegt, sich bei ihrer Berichterstattung an bestimmte „Richtlinien“ zu halten. Journalisten, die sich auch nur im Ansatz als „maoistenfreundlich“ verdächtig machen, werden verhaftet. Bereits Ende März befinden sich über 70

Journalisten in Gewahrsam. Aber auch hier wird willkürlich und ohne Beweisführung gehandelt. Oft verschwinden die Leute einfach auf dem Nachhauseweg und werden über Wochen und Monate eingesperrt, ohne dass ihre Angehörigen informiert werden.

Für die Bevölkerung besteht kaum eine Möglichkeit, sich ein objektives Bild über die Ereignisse während des Ausnahmezustands zu verschaffen. Lediglich die größeren politischen Wochenmagazine wie z.B. Himal können sich eine kritischere Berichterstattung leisten.

Die Organisation der Nepal Environmental Journalists (NEFEJ) strahlt jede Woche eine Sendung mit sozialkritischen oder umweltbezogenen Beiträgen über das staatliche Fernsehen aus. „Bevor wir unsere wöchentliche Sendung bei Television Nepal ausstrahlen dürfen, wird die Kassette auf maofreundliche Inhalte geprüft. Wir berichten viel über die sozialen Missstände in den vernachlässigten westlichen Distrikten, in denen die Maoisten vorherrschen und es ist schon ein paar Mal passiert, dass wir die fertige Sendung zurücknehmen mussten“, erzählt ein Mitarbeiter. (Anmerkung: für die Ausstrahlung der Sendung bei Television Nepal verlangt der staatliche Sender von NEFEJ eine staatliche Gebühr!).

Freie Radiosender, die live auf Sendung gehen, müssen sich besonders vorsehen. So z.B. Radio Sagarmatha: „Wir zensieren uns sozusagen selbst“, sagt der Stationsmanager Mohan Bista, „indem wir uns aus Wertungen heraushalten. Wir wissen, dass es das Aus für unsere Station bedeuten könnte, wenn wir in irgendeiner Form die Meinung der Maoisten vertreten oder ihnen gar eine Redeplattform verschaffen würden.“

### 3.7 Machtgerangel im Ausnahmezustand

Derweil üben sich die Politiker, von der zensierten Presse weitgehend ungestört, in Machtspielchen und parteiinternen Querelen. Der vierfache Ex-Premier und Vorsitzende der Kongresspartei Girija Prasad Koirala versucht mit allen Mitteln seinen Erzfeind, Premierminister Deuba aus dem Amt zu kegeln, um sich seinen früheren Posten zurückzuerobieren. Streitpunkt Nummer eins ist dabei immer wieder die Diskussion um die Verlängerung des Ausnahmezustands.

Im Mai reist der Premier u.a. in die USA, um Unterstützung im Kampf gegen die „Terroristen“ zu bekommen. Wie zu erwarten, befürworten die USA das gewaltsame Vorgehen der Regierung gegen die Maoisten. Schließlich ist man sich darüber einig, dass der globale Terrorismus, in den nun die Maoisten mit eingereicht werden, bekämpft werden müsse. Nicht zufällig erscheint am nächsten Tag in den nepalischen Tageszeitungen die (von vielen Nepalis belächelte) Schlagzeile „Maoisten von Al Qaida unterstützt“. Man hat sich offenbar gut ver-

standen beim Staatsbesuch. Nepal kann mit großzügiger Rüstungshilfe in Höhe von 20 Mio. \$, die USA mit uneingeschränkter Solidarität rechnen.

Am 23. Mai wird der Ausnahmezustand entgegen dem Wunsch vieler Parlamentarier für weitere drei Monate verlängert. Da Premier Deuba für diesen Beschluss keine Parlamentsmehrheit bekommt, löst er kurzerhand das Parlament auf und beantragt Neuwahlen. Das Machtgerangel zwischen Parteichef und Premier spitzt sich zu. Parteichef Koirala reagiert mit einem Rauschmiss des Premiers aus der Regierungspartei. Das wiederum verärgert Deuba so sehr, dass er einen Parteikonvent einberuft um seinen Kontrahenten zu entmachten.

### **3.8 Dialog?**

Um das Maoisten-Problem zu lösen und das Töten zu stoppen, darüber sind sich alle Nepalis einig, bedarf es eines Dialogs, der sowohl Zugeständnisse von Seiten der Maoisten, als auch der Regierung fordert. Die Regierung beharrt jedoch darauf, dass die Maoisten zuerst ihre Waffen niederlegen müssen. Die Maoisten hingegen sind hierzu erst bereit, wenn zumindest auf einen Teil ihrer Forderungen eingegangen wird.

### **3.9 Terroristen und Touristen**

„Wenn es den Ausnahmezustand nicht gäbe, würden viele Touristen nach Nepal kommen und unsere ökonomische Situation würde sich bessern“, so Sudip Pathak, Human Rights Organisation.

Seit dem 1. Juni 2001 hatte die Weltpresse kaum noch gute Nachrichten über Nepal zu vermelden. Während die Folgen des Königsmassakers im Juni 2001 und des 11. September höchstens einen kurzfristigen Einbruch im Tourismusgeschäft bewirkt haben, so ist es das von Nepal hausgemachte „Maoistenproblem“, das die Touristen langfristig von einem Besuch des Landes abhält. Die Außenministerien vieler Länder warnen vor einer Reise nach Nepal, in dem bürgerkriegsähnliche Zustände herrschen.

Zu der sowieso schon schlechten Situation kommen niederschmetternde Ankündigungen der Airlines. Nachdem schon viele europäische Fluggesellschaften (u.a. Lufthansa) ihre Flüge nach Nepal aus dem Programm genommen haben und die Royal Nepal Airways ihre Europa-Strecken aufgrund fehlender Maschinen und maroder Finanzpolitik einstellen musste, streicht nun auch noch Singapur Airlines Kathmandu aus dem Flugplan. Die „number one airline“ hatte vor allem Touristen aus dem asiatisch-pazifischen Raum, aber auch viele Europäer nach Nepal geflogen.

Verzweifelt versucht die Regierung Optimismus zu verbreiten, trotz niederschmetternder Zahlen. Im Juni 2002, am Ende der schlechtesten Saison, die Nepals Tourismus seit Jahren hatte, zitiert die Himalayan Times eine englische Tageszeitung, nach der Nepal weltweit als das „zweitbeliebteste Fernreiseziel nach Neuseeland“ gilt. Mit Werbekampagnen versucht das Tourismusministerium händeringend wieder mehr Besucher ins Land zu locken. 103 neue Berggipfel werden zur Besteigung freigegeben, Expeditionsgebühren vermindert. Das Tourism Board kündigt eine Destination Nepal Campaign (DNC) 2002–2003 an, die versuchen soll, das Beste zusammenzubringen, was Nepal zu bieten hat. Zum Hauptprogramm der DNC zählt das Internationale Jahr der Berge und des Ökotourismus 2002, sowie die Feiern zum 50jährigen Jubiläum der Erstbesteigung des Mount Everest, das im Mai 2003 begangen wird.

Aber solange in Nepal der Ausnahmezustand herrscht und die internationale Presse weiterhin über blutige Kämpfe berichtet, so die Meinung vieler Nepalis, werden auch solche Aktionsprogramme wenig nützen.

Auch den Maoisten ist die prekäre Situation im Tourismusgeschäft bewusst. Am 24. März 2002 wenden sie sich mit einem offiziellen Brief an die Touristen, der auch auf der Homepage der Maoisten nachzulesen ist. In ihrem Schreiben an die „Dear Tourists“ heißen sie ausländische Besucher in Nepal und insbesondere in denen von ihnen kontrollierten Gebieten herzlich willkommen. Zur Rechtfertigung ihrer Kampfhandlungen erklären sie außerdem ihre Motive und machen darauf aufmerksam, dass die Touristen ihrerseits einen Beitrag zum Gelingen ihrer Revolution beitragen könnten, indem sie erstens „staatliche Fluggesellschaften, Hotels und Busse meiden, um die staatlich-monopolistische Struktur der Tourismusindustrie nicht zu unterstützen.“ Und zweitens „sich von Gegenden fernhalten, in denen Kampfhandlungen stattfinden.“

Tatsächlich ist bisher, zumindest offiziell, keinem Touristen etwas zugestoßen. Für Touristen besteht in Nepal keinerlei Gefahr, solange sie sich auf den ausgetretenen Pfaden bewegen. Ich habe viele Touristen befragt, die sich zwischen zwei Wochen und mehreren Monaten in Nepal aufhielten. Niemand hatte irgendwelche Probleme oder sah sich einer Bedrohung ausgesetzt. Auffallend waren lediglich die verstärkten Kontrollen seitens der Armee, die z.B. einen Bustrip um mehrere Stunden verzögern konnten sowie strenge Ausweiskontrollen nach 21 Uhr, von denen Ausländer und Touristen aber grundsätzlich ausgenommen waren. Nur vereinzelt wurden bewaffnete Überfälle auf Touristen gemeldet, so z.B. aus dem im äußersten Nordwesten gelegenen Humla. Dort sollen die Maoisten einer Bergexpedition „Geld- und Sachspenden“ abgeknöpft haben. „Es kann einem schon passieren, dass man eine Zwangsspende für die Revolution entrichten muss“, sagt Max Petrik von der österreichischen Organisation Öko Himal. „Geld oder Kameras können die

immer gut gebrauchen. Man kann sich dann aber auf Wunsch eine „Spendenquittung“ von den Maos ausstellen lassen“.

Solcherlei Vorfälle verbreiten sich innerhalb der Travellerszene wie ein Lauffeuer, vor allem seitdem das Internet zur internationalen Informationsbörse für Reisende geworden ist. Das bestätigt die Angst vieler potentieller Nepalbesucher und deren Entscheidung, sich ein anderes „sicheres“ Reiseland auszusuchen. Auch der immer wieder aufkeimende Kaschmirkonflikt und die geographische Nähe zu Afghanistan tragen ihren Teil dazu bei.

In Thamel, dem Touristenviertel Kathmandus, ist die Stimmung gedrückt. Viele Geschäfte, die Trekkingausrüstung, Kunstgewerbe, Pashmina Schals und andere Souvenirs verkaufen, müssen schließen, da sie seit Monaten kaum noch etwas verkauft haben und die Pächter die Ladenmiete nicht mehr bezahlen können. Und der Tourismus wird weiter ausbleiben, solange der Ausnahmezustand anhält. Die Aussicht auf eine baldige politische Lösung des Konflikts gibt es nicht. „Meine Prognose für das Land, obwohl ich ein Optimist bin, ist, dass es sich wahrscheinlich in einen endlosen Bürgerkrieg verzetteln wird“, so Max Petrik. „Eine Lösung wird sich nicht so schnell abzeichnen und als Resultat – Nepal wird mit jedem Jahr um 10 Jahre zurückversetzt.“

#### **4. Von Kopf bis Fuß auf Touristen eingestellt**

Die Busfahrt nach Dhunche hat es in sich. Für 175 km brauchen wir neun Stunden. Dreimal werden wir von Armeeposten kontrolliert. Dabei wird das mühsam zusammengeschnürte Gepäck vom Dach des Busses herunter- und nach einer Inspektion der Soldaten wieder hinaufgehievt. Alle paar Minuten hält der Bus außerdem, um neue Passagiere einzuladen. Während sich die Männer auf dem Dach stapeln, quetschen sich die Frauen in das Innere des Busses, wobei jeder Quadratmillimeter in Anspruch genommen wird. Eine Frau, die sich ihr Baby mit einem langen Stoffschal um den Leib gebunden hat, setzt mir das kleine Knäuel kurzerhand auf den Schoß – was hierzulande wohl nicht ohne lautes Protestgebrüll möglich gewesen wäre. Das Baby hingegen erträgt seinen fremden Sitzplatz ohne zu murren. In dieser Konstellation geht es im Schritt-Tempo eine schmale, unbefestigte Serpentinstraße hinauf. Aus dem Lautsprecher dröhnt schrille Hollywood-Filmmusik, die in manchen Momenten fast beruhigend wirkt, nämlich dann, wenn ein anderes Fahrzeug entgegen kommt, die Straße aber zu schmal ist für zwei. Im letzten Moment gibt es eine Vollbremsung, anschließend einen Streit zwischen den Fahrern, wer jetzt auszuweichen hat. Dann wird minutenlang manövriert. In diesen Momenten möchte man nicht diejenige sein, die am Fenster sitzt und den Abgrund im Rückwärtsgang an sich vorbeiziehen sieht.

„Erst im letzten Jahr habe ich mein Gästehaus ausgebaut“, sagt Karma aus Thulo Syabru. Das kleine Dorf am Tor zum Langtang Nationalpark klebt auf einem Bergrücken, umgeben von riesigen Schneegipfeln des Himalaya. Es ist mein zweiter Tag hier und die wunderschöne Landschaft hat mich schon längst für den lausigen Bustrip entschädigt. Die Region gehört zu den drei Hauptattraktionen des Trekkingtourismus in Nepal und die regelmäßig ankommenden Touristen haben Thulo Syabru, wie auch den anderen Dörfern entlang des Wanderweges einen bescheidenen Wohlstand gebracht. Vor allem während der letzten drei Jahre wurde hier vieles modernisiert, das Dorf bekam Strom und fließend Wasser, die alten Holzschindeldächer wurden gegen wasserdichte Wellblechdächer eingetauscht und viele Dorfbewohner haben ihre Häuser umgebaut, um mehr Touristen aufnehmen zu können. Auch Karma hat sich auf größere Besucherströme eingestellt. Doch jetzt kommen sie nicht mehr, die Touristen. Um mit der nachbarlichen Konkurrenz schrittzuhalten, hatte Karma sogar eine Solardusche eingebaut. „Alles lief perfekt, ich dachte, das Geld für den Umbau würde schnell wieder reinkommen“, sagt er und zeigt mir seine nagelneue Solaranlage, „aber dass es so kommen würde, damit hat niemand gerechnet“.

Tourismus ist ein labiles Geschäft, zu viele haben sich ausschließlich auf diese lukrative Einkommensquelle verlassen. Wie fatal das sein kann, zeigt sich jetzt. „Noch vor einem Jahr liefen hier 80 bis 100 Leute am Tag durch unser Dorf, heute sind es noch 10 bis 20“, sagt Karma und nimmt seiner schwangeren Frau eine ihrer 3 Töchter ab. „Meine beiden großen Töchter gehen in Kathmandu zur Schule, wie soll ich das Schulgeld aufbringen, wenn in der nächsten Saison wieder keine Touristen kommen?“. Dabei haben Karma und seine Familie noch Glück, denn für das Schulgeld von Sonam und Sering überweisen Freunde aus Deutschland jährlich einen Spende. Diese Art von „privater“ Entwicklungshilfe ist in den Trekkinggebieten weit verbreitet. Viele Kleinprojekte wurden in Privatinitiative von Touristen ins Leben gerufen und fast alle Kinder aus den Himalayadörfern, die in der Hauptstadt eine Internatsschule besuchen, haben „Sponsoren“ aus Deutschland, Frankreich oder Australien. Für einen jungen Nepali ist der Besuch einer privaten Internatsschule oft die einzige Chance auf Ausbildung und auf ein gesichertes Einkommen in der Zukunft. Das gilt vor allem für Mädchen. Die Analphabetenrate der Frauen ist mit 73% fast doppelt so hoch wie die der Männer. Die staatlichen Schulen sind meist schlecht und bis zum Abschluss schaffen es dort höchstens 40 Prozent. Aber wenn die Freunde aus Deutschland nicht mehr kommen, werden sie auch irgendwann Karma und seine Töchter vergessen.

Am Abend nimmt Karma mich mit auf eine Schamanenzeremonie ins Nachbarhaus. Dort seien innerhalb von kurzer Zeit zwei Kinder gestorben, erklärt er mir. Nun soll der Schamane helfen, die bösen Geister aus dem Haus

zu vertreiben. Religion und Aberglaube sind in Nepal untrennbar miteinander verschmolzen, der Glaube an Geister ist weit verbreitet. Schamanen genießen hohes Ansehen und werden oft gegen hohe Geldsummen von weit her zur Geisteraustreibung herbeigebeten.

Obwohl der kleine Raum schon zum Bersten voll ist, schleust man mich hindurch und führt mich zum besten Sitzplatz, den man zu vergeben hat. Der Buttertee, der mir angeboten wird, schmeckt salzig und sehr gewöhnungsbedürftig. Ich bin froh, dass ich auf das selbstgebraute Bier „Chang“ ausweichen kann, das meiner westlichen Zunge sehr viel besser schmeckt. Währenddessen sitzt der Schamane auf dem Boden in der Mitte des Raumes, vor ihm sind kleine Figuren aus Tsampa – getrocknetem Gerstenbrei – aufgestellt, sie repräsentieren die Geister. Die Anwesenden werfen immer wieder Geldscheine und Getreide auf den Schamanen und die Tsampafiguren. Der Geisterbeschwörer scheint von all dem, was um ihn herum geschieht, nichts wahrzunehmen, er befindet sich in einer Art Trance, in die er sich mit seinem rhythmischen Trommeln selbst versetzt hat. Seit Stunden sitzt er nun schon so da und auch ich habe die Zeit vergessen. Karma rüttelt mich wieder wach und mahnt zum Aufbruch. Schließlich habe ich einen langen Tag vor mir und die Zeremonie werde noch die ganze Nacht, bis zum frühen Morgen andauern.

Und tatsächlich, als ich am nächsten Morgen mit meinem Rucksack aufbreche, höre ich die Trommeln noch immer.

#### 4.1 Von Trägern und Getragenen

Ich lasse die knallgrünen Reisterrassen hinter mir und folge dem Pfad durch rot blühende Rhododendronwälder immer weiter nach oben. Der Aufstieg hat es in sich – je höher ich komme, desto schwerer wird mein Rucksack. Schnaufend setzte ich ihn immer wieder ab und beschließe, am nächsten Tage einen Träger anzuheuern. Von ihnen begegnen mir viele an diesem Tag, da sie an den selben Stellen wie ich Rast machen. Dreizehn sind es insgesamt und sie arbeiten für eine japanische Reisegruppe. Eine sogenannte Package-Tour, die von Japan aus gebucht wurde. Diese Art von Pauschalreisen sind, zumindest was die Bergregionen in Nepal betrifft, für die Einheimischen ein Nullgeschäft obwohl die Touristen eine stattliche Summe für eine solche Tour bezahlen. Einen Großteil kassiert die japanische Reiseagentur, die wiederum eine Agentur in Kathmandu beauftragt, Träger und Führer zu organisieren. Diese kommen meist aus der Hauptstadt, werden also nicht vor Ort engagiert. In einem „normalen“ Jahr arbeiten etwa 100.000 Träger für 500 registrierte Trekkingagenturen.

Da die Gruppe über ihren eigenen Proviant verfügt, lässt sie auch dafür kaum Geld bei der örtlichen Bevölkerung. Das Schlusslicht der Verdienenden bilden die, die am härtesten arbeiten: Die Träger.

Privat (von Individualtouristen) angeheuert, kann ein Träger zwischen 300 und 600 Rupien (5 – 10 Euro) pro Tag verdienen. Wird er über eine Agentur gebucht, bekommt er zwischen 50 und 150 Rupien (0,75–2,50 Euro). Gerade soviel, um sein eigenes Essen während des Treks bezahlen zu können.

Mein Rucksack, der mir mit seinen schlappen 15 kg so zu schaffen macht, wäre für die Träger das reinste Fliegengewicht. Ihre Pakete wiegen 50 kg und mehr. Der Führer der japanischen Gruppe sagt, das wäre alles völlig in Ordnung, keiner würde hier mehr als die vorgeschriebene Obergrenze von 30 kg tragen. Als ich jedoch einen der Träger nach dem Gewicht seines Pakets frage, spricht dieser von 55 kg. Ich will mich selbst überzeugen und versuche das Paket vom Boden zu heben, was mir trotz großer Anstrengung nicht gelingt.

„Die Träger haben einfach keine Lobby“, erklärt Ben Ayers, der Gründer von Porter's Progress in Kathmandu. Halbherzige Vorschriften, wie die Gewichtsbegrenzung werden weder beachtet noch kontrolliert. Gegen Dumpinglöhne können sie sich nicht wehren, da es keine gewerkschaftliche Vereinigung gibt. Die meisten Trekkingagenturen versichern ihre Träger nicht einmal. Während die Trekkinggruppen mit dem neuesten Hightech ausgerüstet sind, tragen die „Porter“ oft nur Gummilatschen und dünne Jäckchen. Sie verfügen weder über Handschuhe gegen die Kälte noch über Sonnenbrillen, die vor Schneeblindheit schützen. Erfrierungen oder Tod durch Höhenkrankheit sind nicht selten. Dabei würde das Geschäft ohne Träger überhaupt nicht mehr funktionieren. Obwohl sie die gesamte Trekking-Industrie auf ihren Schultern tragen, werden ihre Probleme ignoriert, ihre Arbeit nicht geschätzt.

In den vergangenen Jahren sind verschiedene NGO's gegründet worden, die sich für die Belange der Träger einsetzen. Porter's Progress z.B. sammelt von Trekkern abgelegte Kleidung und Ausrüstung, die von Trägern vor jeder Tour gegen ein Pfand kostenlos ausgeliehen werden können.

„Weil sie oft keine Schulbildung haben oder nicht Englisch sprechen, werden die Träger häufig als dumm abgestempelt“, sagt Ben Ayers. „Neben Lesen und Schreiben bieten wir auch Selbstbehauptungskurse an. Englisch ist dabei sehr wichtig, einerseits lässt sich damit mehr Geld verdienen und andererseits können viele Todesfälle verhindert werden, wenn die Träger in der Lage sind, ihr Unwohlsein (z.B. bei Höhenkrankheit) rechtzeitig mitzuteilen.“ Zur Finanzierung der NGO arbeitet Ben Ayers derzeit an einem neuen Projekt: er hat Gedichte und Geschichten von Trägern gesammelt und möchte diese in einem Buch veröffentlichen.



## 4.2 Getrübte Dorfidylle?

Nach 2 Tagen Aufstieg erreiche ich das Langtang Village auf 3.300 Metern. Das Dorf scheint über sich selbst hinaus gewachsen zu sein, ein Gästehaus steht hier neben dem anderen. Fast alle sind leer. Es wirkt fast wie eine Geisterstadt. Am Dorfeingang steht ein Schild mit dem Hinweis, dass es ein Reglement gibt, welches gleiche Preise für alle Gästehäuser vorschreibt. Und man solle doch bitte anzeigen, wenn man von seinem Guide in ein bestimmtes Gästehaus gezwungen werde (mit der Androhung hoher Strafen für die Guides!). Mein Träger steuert zielstrebig auf ein grell bemaltes, großes Gästehaus zu. Wie ich später erfahre, landen die wenigen Touristen, die sich noch in dieses Dorf verirren, meist alle hier, in ein und derselben Unterkunft. Der offensichtlich wohlhabende Inhaber ist geschäftstüchtig: er schickt seine Verwandten auf die Wanderwege, um die Touristen unterwegs abzufangen. Auch kennt er sämtliche Träger und Führer aus der Region persönlich, die er wie seine eigenen Kinder behandelt. Sie bekommen freie Kost und Logis wenn sie Touristen bringen und gleichzeitig noch ein bisschen in der Küche helfen.

Durch meine westliche Brille sehe ich mit dieser Art von Konkurrenz sofort das romantische Bild der „idyllischen“ Dorfgemeinschaft gestört und frage mich, ob das nicht Neid oder gar Hass unter den Lodgebesitzern im Dorf provoziert. Aber ich muss mich belehren lassen: oft gibt es diese idyllische Dorfgemeinschaft gar nicht. Häufig leben in einem Dorf mehrere unterschiedliche Volksgruppen, die nichts oder kaum etwas miteinander zu tun haben, sich manchmal nicht einmal kennen. Sechzig verschiedene Volksgruppen gibt es insgesamt in Nepal. Zum anderen „gehört Konkurrenz eben nun mal zum Geschäft, wie überall auf der Welt“, so Basantha Thapa von der Himal Association. Neid und Missgunst könne es zwar schon mal geben, aber das liege in der Natur der Menschen. Und ich fasse an meine eigene Nase und sehe, dass es hier auch nicht viel anders funktioniert als bei uns.

## 4.3 Nationalparks, gut für wen?

In guten Zeiten lief das Geschäft mit den Touristen so gut, dass die meisten Bewohner des Langtang Nationalparks nicht auf ein zweites wirtschaftliches Standbein, z. B. Ackerbau, angewiesen waren. Das hat sich nun geändert. Wer jetzt keinen Acker oder ein paar Yaks besitzt, hat es schwer. In den staatlichen Nationalparks ist Ackerbau nur begrenzt erlaubt, auch Holz darf innerhalb der Nationalparks nicht geschlagen werden. Das ist zwar gut für den Park, doch das Problem ist nur verlagert, denn rund um den Park wird

geschlagen, was das Zeug hält. Das Holz wird größtenteils für die Touristen benötigt – für den Bau von Gästehäusern und zum Kochen und Heizen.

Die Region Langtang hat das Problem, dass sie sehr spät zum Nationalpark erklärt wurde, nachdem sie bereits dicht besiedelt war. Viele Bewohner mussten ihre Felder und Yaks zugunsten des Nationalparks aufgeben.

„Früher habe ich noch Heilkräuter sammeln und für gutes Geld in Kathmandu verkaufen können“, erzählt ein Dorfbewohner. „Aber selbst das darf ich nicht mehr“. So lag es für viele nahe, sich am großen Kuchen Tourismus zu beteiligen, um sich ein besseres Einkommen zu sichern. Dieses Einkommen fehlt jetzt und Alternativen bestehen nicht mehr oder nur unzureichend. Finanzielle Hilfe von der Regierung gibt es nicht und von den vergleichbar hohen Eintrittsgebühren für die Nationalparks (1.000 Rupien, ca. 15 Euro) floss bisher keine Rupie in die Region. Dasselbe gilt auch für die Khumbu-Region, besser bekannt als Everest-Nationalpark. „Bis vor 4 Monaten ist alles bei der Regierung gelandet“, sagt Sanshopu Sherpa vom Sagarmatha Pollution Control Center. „Immerhin sollen jetzt 50% der Eintrittsgelder in die sogenannten Pufferzonen fließen. So nennt man die Regionen, die direkt an den Nationalpark angrenzen. Die sind die wirklichen Verlierer im Nationalparkgeschäft. Zum einen wird dort die Ernte von den wilden Tieren gefressen, die sich im Nationalpark vermehren, zum anderen wird dort das ganze Holz geschlagen, das im Nationalpark gebraucht wird“.

Der Annapurna National Park, der dritte und größte im Bunde der touristischen Highlights, geht schon seit Jahren mit einem positiveren Beispiel voran. Die Verwaltung des Parks und des ACAP (Annapurna Conservation Area Project) unterliegen dort einem privaten Management und tatsächlich ist hier vieles von den Eintrittsgeldern in die Region geflossen. Der zahlende Tourist beteiligt sich somit direkt an der Verbesserung von Bildung und Ausbildung sowie an Infrastrukturmaßnahmen, wie z.B. dem Bau von Wasserleitungen oder Kleinkraftwerken. Um ein gutes Klima unter den Lodgebesitzern zu bewahren, gelten in der Annapurna Region einheitliche Zimmerpreise und selbst die Speisekarten sind aufeinander abgestimmt. So kann keiner dem anderen mit Dumpingpreisen oder einer besseren Speisekarte den Gast abjagen. Paradiesische Zustände, sollte man meinen, aber in einem der korrumpertesten Länder der Welt bleibt auch dieses Projekt nicht vor der Habgier der Mächtigen und Einflussreichen verschont. Viele gute Ansätze werden oft nicht mehr in die Tat umgesetzt, da das Geld irgendwo anders versickert. Auch gibt es zu wenig Kontrolle, erzählt der Manager im ACAP Büro in Pokhara. Da Polizei und Armee momentan hauptsächlich auf die Bekämpfung der maoistischen „Terroristen“ konzentriert sei, gäbe es niemanden mehr, der beispielsweise das illegale Abholzen verhindert.

#### 4.4 Wir kochen alle nur mit Holz

Hungrig sitze ich in der „Stube“ vor dem rauchenden Ofen, der natürlich mit Holz geheizt wird. Auch das leckere Essen, das uns gleich serviert wird, brutzelt auf Feuerholz. Was ich vor meiner Reise über Nepal gelesen habe, dass nun alle mit Kerosin kochen, kann ich hier, in den „Teehäusern“ nicht bestätigen. Außer den überall gängigen Solarduschen hat sich umwelttechnisch anscheinend nicht viel getan. Solarenergie ist in den Bergen nur begrenzt einsetzbar, erklärt Renate Sherpa von der GTZ. Immer noch decken 98% der Nepalis in den ländlichen Gebieten ihren Energiebedarf mit Holz und in den Touristengebieten wird es zusätzlich als Baumaterial benötigt. Viele Ideen wie zum Beispiel die Errichtung von Kerosin- oder Gasflaschendepots innerhalb der Nationalparks sind bisher ins Leere gelaufen oder liegen wegen der angespannten politischen Situation auf Eis. Kein Wunder, solange Holz noch immer am billigsten ist. Dabei gibt es schon seit geraumer Zeit sinnvolle Ansätze, das Energieproblem zu lösen. Zum Beispiel das Hydro-Projekt in der Everest-Region oder die Kleinwasserkraftwerke innerhalb des Annapurna Conservation Area Project. Leider, so scheint es, sind solche Projekte nach wie vor kaum finanzierbar und laufen vor allem nicht ohne ausländische Hilfe.

Abholzung ist in ganz Nepal ein großes Problem. Das Land, das sich in den 60er Jahren mit 7 Mio. Hektar Wald brüsten konnte, hatte im Jahr 2000 nur noch knapp 5 Mio. Die jährliche Abholzungsrate beträgt ca. 100.000 Hektar, also tausend Quadratkilometer pro Jahr. Erdbeben während der Monsunzeit sind die Folge. Der populäre Slogan „Hariyo Ban Nepal Ko Dhan“ (Der grüne Wald ist der größte Gewinn Nepals) kann sich seit Ende der 60er Jahre nicht mehr halten. Diese fragilen Wälder zu schützen, ist heute zur größten Herausforderung geworden, der das Land gegenübersteht.

#### 4.5 Folklore exklusiv

Ich bleibe noch einige Tage im Langtang Village, um bei einer tibetischen Hochzeit dabei zu sein. Schon bei Sonnenaufgang höre ich das Singen und Trommeln der Prozession, die unter meinem Fenster vorbeigeht. Ich springe aus dem Bett und erhasche gerade noch einen Blick auf die Familie des Bräutigams, die sich samt Brautpferd auf den verschneiten Weg ins Nachbardorf aufmacht, um die Braut abzuholen. Ein paar Stunden später kommen sie zurück. Stahlblauer Himmel und in der Sonne glitzernder Neuschnee liefern eine perfekte Kulisse. Das ganze Dorf ist auf den Beinen, um die Braut zu empfangen. Buttertee wird gereicht und Wacholderbüschel verbrannt, ein weißer, wohlduftender Rauch legt sich um die Szenerie. Die Braut, kaum älter als 15 Jahre sitzt verschüchtert

und in einen dicken Schal gewickelt auf dem geschmückten Pferd. Das einzige, was an die Neuzeit erinnert sind ihre Nike-Turnschuhe, die so gar nicht zu dem restlichen Outfit passen wollen.

Sie wird ihren Bräutigam heute zum ersten Mal sehen. Noch immer werden die meisten Hochzeiten in Nepal von der Familie arrangiert. Liebeshochzeiten gibt es zwar, sie genießen aber einen schlechten Ruf. Geht eine Ehe auseinander (was in Nepal noch heute schier undenkbar ist), dann war es, so betont man, meist eine Liebesheirat. Bei einer arrangierten Hochzeit werden die Brautleute sorgsam, anhand sozialer und familiärer Kriterien ausgesucht. Verstehen sich die Familien von Braut und Bräutigam, sind eventuell entstehende Konflikte schon im Vorhinein ausgeräumt. Schließlich muss die zukünftige Ehefrau im Haus ihres Mannes wohnen und dort wird sie mit dessen Familie und vor allem der Schwiegermutter gut auskommen müssen. Der Mann ist im Allgemeinen mit dieser traditionellen Regelung zufrieden. Die Zuteilung einer Ehefrau schränkt ihn in seiner Freiheit (z.B. eine Freundin zu haben) nicht ein, im Gegenteil, er kann sogar ein besseres und komfortableres Leben führen als zuvor. Die Braut bringt Aussteuer und Arbeitskraft. Renu Sharma von der Woman Foundation erzählt, dass die Mehrheit der Frauen zusätzlich zu ihren häuslichen Pflichten auch für den Lebensunterhalt der Familie sorgen.

Was die Nepalis dabei denken, wenn wir ihnen bei ihren traditionellen Festen mit Zoomobjektiven zuleibe rücken, konnte ich nicht eindeutig herausfinden. All meine Fragen wurden damit beantwortet, dass es ihnen nichts ausmache, im Gegenteil, sie sich manchmal sogar freuen würden. Viele haben mich auch extra um ein Foto gebeten, das ich ihnen später zuschicken sollte.

Bei meiner Frage, ob wir, die „Westler“, mit unseren Reisen in das Land nicht auch die Kultur nachteilig beeinflussen, sie ausbeuten und verändern, stieß ich eher auf Unverständnis.

„Man kann weder eine Gesellschaft noch Menschen in einer Zeitkapsel einfrieren. Die Dinge ändern sich immer, so wie sich die Zeit ändert“, erklärt Basantha Thapa von der Himal Association. „Das einzige, was man tun kann, ist, den Einfluss von außen zu minimieren, wie es in Mustang oder Bhutan geschieht. Aber letzten Endes verwandelt sich doch die ganze Welt in ein großes Dorf und da sind Änderungen unvermeidlich, spätestens seit es das Satellitenfernsehen gibt. Den Tourismus kann man dafür nicht allein verantwortlich machen.“

Einige Nepali betonen auch, dass sie trotz ihrer Offenheit zu modernen Einflüssen, Technologien und Medien nicht mit dem westlichen Lebensstil tauschen wollen. So nachteilig und einschränkend manche Traditionen auf uns wirken, so haben sie auch entscheidende Vorteile: Das soziale Netz der Familie funktioniert und hält zusammen wie Pech und Schwefel. Bei allen Gesprächen stieß ich ausnahmslos auf Unverständnis und Entsetzen, wenn ich erzählte, dass meine Mut-

ter 400, mein Vater 200 und meine Schwester 500 km von mir entfernt leben und dass es in Deutschland Altersheime und Kindergärten gibt.

Trotzdem verlässt mich das schlechte Gewissen nicht. Denn ich befürchte auch, dass ich mit der großen Kamera und den fetten Bergschuhen zusätzliche Bedürfnisse bei meinen Gastgebern schaffe. Max Petrik, von Öko Himal ist da anderer Meinung: „Wenn jeder einen Fernseher mit hätte, dass wäre schon was ganz anderes“, sagt er, „das Fernsehen ist auch oft der Grund, warum die Leute in den Dörfern Strom haben wollen. Aber solche Stiefel, die kosten 200 Dollar und mit denen kann man sowieso nicht laufen, da es barfuss viel besser geht.“

So ganz überzeugt mich das nicht, schließlich haben mich unterwegs viele Nepali bewundernd auf meine Schuhe angesprochen und wie ich bei der Hochzeit sehen konnte, scheinen auch Markenturnschuhe sehr wohl im Trend zu liegen.

## 5. Fünfzig Jahre Tourismus

Als Reiseland war Nepal schon immer etwas Besonderes. Das kleine Land, das zwischen den beiden Riesen Indien und China auf der Landkarte fast verschwindet, übt auf viele eine unvergleichliche Anziehungskraft aus. Seien es die über 7.000 Tempel, die allgegenwärtigen Gottheiten, die Fröhlichkeit der Menschen, die in den westlichen Ländern verlorengegangen scheint oder die Faszination der hohen Schneegipfel. Was es auch immer sein mag, Nepal ist „Shangri-La“ – das spirituelle Paradies. Mythen und Märchen darüber entstanden vor allem während Nepal noch das verbotene Königreich war, das sich von der Außenwelt und ihren Einflüssen streng abschottete. Bis in die fünfziger Jahre verfolgte Nepal eine Politik der verschlossenen Tür. Verantwortlich dafür waren die Ranas, die von 1846–1951 eine diktatorische Macht über Nepal ausübten. Obwohl die Ranas eine enge Bündnispolitik mit den Briten führten, achteten sie sehr darauf, dass kein ausländischer Einfluss das kleine Land im Himalaya verunreinigte.

Noch in den 30er Jahren wurden Ausländer wie Unberührbare behandelt, der Kontakt zu ihnen galt als unrein. Selbst bei diplomatischen Veranstaltungen erbot man sich, aus religiösen Gründen nicht mit dem ausländischen Gast gemeinsam speisen zu können. Und war ein Händeschütteln unvermeidlich, so musste man sich anschließend einer gründlichen Reinigung unterziehen.

Erst mit dem Sturz der Ranas durch den damaligen König Mahendra und der Aufnahme Nepals in die Vereinten Nationen öffnete sich das Land nach und nach. Die erste erfolgreiche Besteigung des Mount Everest (in Nepal auch Sagarmatha oder Chomulungma genannt) durch Sir Edmund Hillary und Tenzing

Norgay Sherpa 1953 setzte einen Meilenstein für den Himalayaturismus. Vom Run auf die Schneegipfel profitierte zunächst die Volksgruppe der Sherpa – wohl die berühmteste Volksgruppe in Nepal. Der Tourismus kam für sie gerade zur rechten Zeit, denn die Annexion Tibets durch China hatte ein wichtiges wirtschaftliches Standbein der Sherpa unterbunden: den traditionellen Handel über die Himalaya-Pässe mit dem Süden. Neben dem Kartoffelanbau setzten die Sherpa von nun an auf die Touristen und wurden vor allem als Träger und Führer bei den großen Gipfelexpeditionen berühmt und wohlhabend.

Jenseits der Schneegipfel entwickelte sich der Tourismus aber eher zaghaft und etablierte sich zunächst als exotisches Anhängsel an eine Indienreise. Bevor Nepal über einen internationalen Flughafen und ein geeignetes Straßennetz verfügte, hatten die Inder den neuen Reisemarkt fest im Griff. Das änderte sich erst 1957, nachdem Nepal das wirtschaftliche Potential des Tourismus als Devisenquelle erkannt und das Tourist Development Board gegründet hatte. Obwohl Nepal heute ein eigenständiges Reiseland ist, spielen die Inder noch immer eine wichtige Rolle im nepalischen Tourismusgeschäft, immerhin stellen sie zahlenmäßig die größte Besuchergruppe und geben im Vergleich zu den westlichen Rucksacktouristen ein vielfaches während ihrer Kurzbesuche aus. Die meisten kommen nicht der Kultur oder der Berge wegen, sondern weil sie der Hitze in Indien entfliehen wollen. Dafür residieren sie in 5-Sterne-Hotels und besuchen das einzige Spielkasino zwischen Suez und Malaysia.

## 5.1 Das Hippie-Paradies

Der erste „Massentourismus“ kam in den 60er Jahren nach Nepal. Die Hippies, die „Aussteiger“, hatten in Nepal ihr Shangri-La gefunden. Freundliche, friedfertige Menschen und frei erhältliches Marihuana sorgten für eine regelrechte Invasion der (eher unbeliebten) „Langhaarigen“. Vor allem deren Drogenkonsum brachte der nepalischen Gesellschaft eine Menge unerwünschter sozialer Veränderungen ein.

Drogenhändler, Verwahrlosung und Straßenkinder gingen auf das Konto der Hippies, sagen Kritiker dieser Zeit. Andere dagegen schätzen die positiven Errungenschaften der Hippies auf die Tourismuskultur. Schließlich waren sie es, die den Tourismus in Nepal enorm ankurbelten. Sie etablierten einen Komfort, der für die heutigen Touristen nicht mehr wegzudenken ist: „German Bakeries“, Spaghetti, Lasagne, Souvenirshops mit nepalischem und tibetischem Kunsthandwerk und unzählige Geschäfte mit Trekkingausrüstung – alles „available“ in Kathmandu. Und wer freut sich nicht über einen Apfelkuchen oder ein Schokoladencroissant nach einem verzehrenden Trekkingtrip.

Doch Nepal wollte die unbeliebten Langzeitbesucher loswerden und änderte seine Visavorschriften. Marihuana wurde (nicht ohne Druck aus dem Ausland) kriminalisiert.

Allmählich verschwanden die Hippies und machten den Pauschal- und Rucksacktouristen Platz, für die nun die Wege geebnet waren.

## 5.2 Das Paradies gerät aus den Fugen

„Der Tourismus führt zu Modernisierungsprozessen und zu Veränderungen im sozialen und kulturellen Gefüge und ohne entsprechende Infrastruktur auch zur Belastung der Natur. Sorgfältig geplant und mit Bedacht gefördert kann er sich zu einem nachhaltigen Wirtschaftszweig entwickeln“, schreibt Professor Kurt Luger, Nepalspezialist an der Universität Salzburg.

In den 80er und 90er Jahren erlebt der Tourismus einen Boom, gleichzeitig wächst die Bevölkerung explosionsartig. Heute leben über 23 Millionen Menschen in Nepal, doppelt so viele wie noch vor 25 Jahren! In den ländlichen Gebieten werden die Ressourcen knapp, die Subsistenzwirtschaft vieler Bauern reicht nicht mehr aus, um die immer größer werdenden Familien zu versorgen. So ziehen viele in die Stadt, die schon längst angefangen hat, über sich selbst hinauszuwachsen. Tag für Tag schießen Neubauten wie Pilze aus dem Boden und verdrängen nach und nach die grünen Reisfelder im Kathmandutal. Die „Brickfactories“ haben Hochkonjunktur. Überall ragen konisch geformte Schornsteine hervor, aus denen dicke schwarze Rauchschwaden quillen. Die Ziegelfabriken sind die einzigen, die vom Bevölkerungswachstum profitieren.

Was auch immer dem Einzelnen im Vorfeld seiner Reise an Bildern und Vorstellungen zu Nepal durch den Kopf gegangen sein mag, die allerersten Eindrücke sind bei fast allen dieselben und für manch einen auch ernüchternd: Überfüllte Straßen, Lärm, Dreck und Armut. Das Paradies ist eingehüllt von einer dicken Rußwolke und versteckt sich unter einem stinkenden Müllberg.

Chronischer Husten und Atemwegserkrankungen sind Alltag im Kathmandutal. Nicht zu sprechen von der Umweltzerstörung durch Abholzung, verseuchte Flüsse, Verkehr und Müll.

Das Land wird mit dieser rasanten Entwicklung nicht mehr fertig. Die Korruption und der Krieg mit den Maoisten macht die Situation nicht besser. Die täglichen Militäreinsätze verschlingen Millionen, die an anderer Stelle dringend benötigt werden, z.B. für die Sanierung der Infrastruktur, für Müll- und Verkehrskonzepte, Trinkwasserverbesserung, Kläranlagen, Aufforstung ...

Auch der Tourismus trägt seinen Teil zur Umweltzerstörung bei. Trekkinggruppen hinterlassen in den Bergen noch immer ein Bild der Verwüstung: Plastikmüll, Batterien, leere Bierflaschen, Fäkalien etc. Der Mount Everest-Trail

wurde von Edmund Hillary als der „Müll-Trail“ bezeichnet. Bei einer Müllsammel-Aktion der Everest Environment Conservation Foundation im Jahre 1994 wurden 65 Tonnen Müll, 20 Leichen und sechs Tonnen Helikopterschrott gefunden. Eine 15-köpfige Trekkinggruppe produziert in 10 Tagen durchschnittlich etwa 15 kg Abfall, der weder biologisch abbaubar noch verbrennbar ist.

Trotz alledem verlieben sich viele Nepalreisende – allen voran die Deutschen – auf der Stelle in das kleine Land mit seiner sagenhaften Landschaft, seiner Spiritualität und den freundlichen Bewohnern und häufig bleibt es nicht bei einem Besuch. Die Freunde Nepals wollen helfen, die Lebenssituation der Nepali zu verbessern, sie bauen Schulen und Krankenhäuser und gründen unzählige NGO's.

In den letzten Jahren spezialisierten sich einige auf „touristische Entwicklungshilfe“. Begriffe wie Ökotourismus, nachhaltiger und sanfter Tourismus werden diskutiert und gefordert.

### 5.3 Zauberwort Ökotourismus

„An einem geweihten Ort hinterlässt man keinen Müll, weil man sonst die Götter verärgert.“ (der Rinpoche des Klosters Tengboche)

Simpel ausgedrückt bedeutet Ökotourismus nichts anderes als eine umweltfreundliche Tourismusentwicklung. Der Ökotourismus soll neue und unberührte Regionen für den Tourismus öffnen, dabei aber gleichzeitig die Natur schützen, sozio-kulturelle Veränderungen minimieren und die Menschen ökonomisch unterstützen. Im Idealfall also eine Art eierlegende Wollmilchsau.

Das Label Ökotourismus hat mittlerweile Hochkonjunktur im Touristenghetto Thamel. Fast jede zweite Reise- oder Trekkingagentur schmückt sich mit dem Wort „Eco“ und auch viele Gästehäuser entlang der Trekkingrouten nennen sich Eco-Lodge. Bei näherem Hinsehen jedoch entpuppen sich diese Namen leider meist als bloße Worthülsen. „Hier heißt jede 2. Agentur Ecotrek oder sonst was und wenn man da mitgeht, war's nur teurer und sonst nichts“, sagt Max Petrik von Öko Himal. „Und gegen die Trittbrettfahrer kann man leider nichts machen.“

Für den Touristen, der „sanft“ reisen und so wenig Schaden wie möglich anrichten möchte, ist es leicht, sich im Dschungel der Ökolabels zu verirren. Immerhin gibt es einige sinnvolle Ansätze, sowohl seitens nepalischer als auch ausländischer NGO's. Unter Individualtouristen ist das KEEP-Büro (Kathmandu Environmental Education Project) zu einer festen Institution geworden. Die Nicht-Regierungs-Organisation, die seit 1992 besteht, berät v.a. Individualtouristen über Routenwahl und Sicherheit und hilft mit Verhaltensre-



geln Umwelt- und kulturelle Schäden zu minimieren, damit der Tourist wirklich nicht viel mehr als seine Fußspuren hinterlässt.

Für engagierte Pauschaltouristen gibt es zahlreiche Umweltschutzprogramme, wie z.B. die berühmten „Clean-up-Treks.“ Am Ende einer jeden Saison (im Mai und Dezember) bietet beispielsweise der Alternativ-Reiseunternehmer Peter Grätz aus Berlin „Pauschalaufräumurlaub“ an. Im Reisepreis ist vom Flug bis zum Essen alles inbegriffen. Die Gruppe, die nach Möglichkeit klein gehalten wird, bekommt nach ihrer Ankunft in Kathmandu ein Einführungsseminar in Sachen Abfall und Umweltschutz und besucht u.a. eine Mülldeponie. Ausgerüstet mit blauen Müllsäcken sammeln sie 1–3 Wochen auf den Haupttrekkingrouten die Hinterlassenschaften ihrer Vorgänger ein.

Auch das in Lukla ansässige Sargamatha Pollution Control Center (SPCC), eine nepalische NGO, die vom WWF unterstützt wird, führt regelmäßig Müllsammelaktionen durch – allerdings machen das hier nur die Einheimischen. Im Besucherzentrum am Tor zum Everest-Trail versorgt das SPCC sowohl Touristen als auch die lokale Bevölkerung mit wichtigen Informationen über Kultur und Umwelt. „Im Moment sind leider nicht viele Touristen interessiert“, sagt Sanshopu Sherpa, „wegen der Angst vor Maoisten kommen hauptsächlich organisierte Gruppen ins Solu Khumbu. Zwar sind die u.a. die Hauptverursacher des Mülls, interessieren sich aber nicht für dessen Beseitigung.“

Nach wie vor versorgen sich die Trekker mit Trinkwasser aus Plastikflaschen, deren Verbrennung gefährliche Gifte freisetzt. Daher bietet das SPCC (wie auch das KEEP Büro in Kathmandu) Jodtabletten zum Verkauf an, damit die Touristen ihr eigenes Trinkwasser herstellen können. Der Erfolg fällt nach Meinung von Sanshopu Sherpa aber eher bescheiden aus. „Die meisten Touristen wollen darauf nicht vertrauen und greifen lieber auf das Mineralwasser aus den Plastikflaschen zurück.“

Auch andere Probleme plagen das SPCC. So gibt es zum Beispiel nicht mehr genug Platz für Müllsammelstellen, v.a. seit aus Budgetgründen keine Glasflaschen mehr ausgesondert und recycelt werden können. Auch führen die Müllsammelaktionen zu einer eher passiven Haltung bei der lokalen Bevölkerung „die Leute denken, der Müll sei jetzt unser Problem und sie müssten sich nicht mehr darum kümmern“.

Tatsächlich stammt der Müll entlang der Trekkingrouten meist von den Einheimischen selbst.

Max Petrik von Öko Himal hat für das fehlende Umweltbewusstsein der lokalen Bevölkerung eine Erklärung: „Die Menschen in den entlegenen Gebieten sind überhaupt nicht an das neue Material angepasst. Früher hatten sie umweltfreundliche Materialien und wenn sie was zum Wegwerfen hatten, so fand sich gleich wieder einer, der das wiederverwerten konnte. Die Leute sind es seit jeher gewohnt, den Abfall bei der Küchentür vors Haus zu werfen. Dann kommt

sofort die Ziege oder die Kuh und schlabbert alles auf. Der Rest holt sich, wer es brauchen kann. Heute mit den ganzen Kekspackungen usw. ist das anders, aber die Leute werfen immer noch alles vor die Tür – sie sehen das nicht als Schmutz. Dafür muss erst ein Bewusstsein geschaffen werden.“

## **6. Tourismusprojekte und Projekttourismus**

### **6.1 Kloster mit Vorzeigecharakter. Das Tengboche Development Project**

„Rinpoche sagt immer, Touristen sind an sich Leute, die Meditation suchen. Und Berge sehen beruhigt den Geist, genau wie die See. Und er sagt, Berge sehen, ist wie Meditation, wie holy-day.“ (Michael Schmitz)

Der Gong ertönt Punkt 6 Uhr morgens. Als ich mich aus dem Schlafsack schäle, hat es im Zimmer höchstens 0 Grad und ich ziehe sämtliche Kleidungsstücke übereinander, die ich in meinem Rucksack finden kann. Draußen herrschen Minustemperaturen, unter meinen Schritten knirscht der Schnee. Von meinem Gästehaus zum Kloster sind es nur ein paar Schritte über das Plateau. Die ersten Sonnenstrahlen beleuchten die schneebedeckten Berge, aber viel Zeit zum Staunen bleibt mir nicht, denn ich möchte pünktlich zur Morgenmeditation im Kloster sein.

Die Mönche der Tengboche Monastery lassen die ausländischen Gäste zweimal am Tag bei ihren Meditationen dabei sein, sofern sich diese an gewisse Regeln halten. Zum Beispiel nicht zu spät kommen und nicht zu früh gehen. Vor dem Eingang zur Gebetshalle verrät eine Reihe von Bergstiefeln, dass ich nicht die einzige Besucherin bin. Eine Handvoll Touristen hat sich bereits an der Seitenwand niedergelassen und lauscht andächtig den monotonen Mantras der Mönche. Nichts weist darauf hin, dass das Kloster, das vor 13 Jahren fast vollständig ausgebrannt ist, ein Neubau ist. Eher umgibt mich das beruhigende Gefühl, als sei hier die Zeit stehen geblieben.

Die Halle ist geschmückt mit einer goldenen 3m hohen Buddhafigur und unzähligen Wandmalereien, die das Leben des Buddha darstellen. Die jungen Mönche sitzen, in dunkelrote Roben gehüllt im Schneidersitz auf ihren Bänken und wiegen ihre Körper wie in Trance im Rhythmus der Mantras hin und her. Nur die ganz jungen schielen ab und zu verstohlen zu uns, den komischen Touristen, herüber. In dicke Daunenjacken gehüllt schauen wir sehnsuchtsvoll auf den großen dampfenden Kessel, der von einem kleinen Novizen unter sichtlicher Anstrengung herein geschleppt wird und aus dem sich frisch dampfender, wärmer Buttertee in die Tassen der Mönche ergießt. Wir könnten jetzt einfach aufstehen und uns in der geheizten Stube unseres Gästehauses ein leckeres Frühstück bestellen, aber wir haben uns entschieden, dabei zu sein und es wäre respektlos, während der Meditationsstunden ein- und auszugehen.

Das war nicht immer so, noch vor ein paar Jahren ging es keineswegs so respektvoll zu. „Die Mönche sagten, es wäre wie ein Wasserfall, die Menschen kommen und gehen“, sagt Michael Schmitz, der als Architekt und Stadtplaner zusammen mit dem Rinpoche (dem Klosteroberhaupt) das Tengboche Development Project ins Leben gerufen hat.

Das Kloster Tengboche ist das spirituelle Zentrum der Sherpa-Kultur und liegt inmitten einer atemberaubend schönen Landschaft. Zu seinem „Pech“, denn auf dem kleinen Plateau zwischen Rhododendronwäldern und den verschneiten Sechs- und Achtausendern, Everest, Lhotse und Ama Dablam, fungierte es jahrelang als willkommene Kulisse im Fotopanorama von jährlich bis zur einer viertel Million Besuchern. Seit 40 Jahren liegt es auf der stark frequentierten Wegstrecke zum Everest-Basecamp – einer der touristischen Hauptattraktionen Nepals. Zu Spitzenzeiten musste das Kloster täglich bis zu 170 Besucher verkraften. Die zahllosen Trekkinggruppen benutzten das Gelände um Tengboche herum als Campingplatz, Müllhalde und Freiluft-Toilette. Auf fast 4.000 Metern verrotten organische Abfälle nur langsam, so auch Fäkalien. Das sowieso schon knappe Wasser wurde ungenießbar und wurde zur gesundheitlichen Gefahr für Mönche und Touristen. Auch Feuerholz wurde in großen Mengen geschlagen. Die Ruhe und Zurückgezogenheit des Klosters waren gestört und von Respektlosigkeit geprägt.

„Daraufhin haben wir beschlossen den Tourismus zu managen“, erzählt Michael Schmitz. „Man muss den Touristen etwas bieten und gleichzeitig eine Gebühr dafür verlangen.“

Einfacher gesagt als getan. Dass die Touristen finanziell zum Erhalt des Klosters und der Umgebung etwas beitragen mussten, war eine logische Konsequenz, doch widerspricht dies einer wichtigen buddhistischen Grundregel: Ein Kloster darf nicht der Ort für touristisches Business sein und muss in der Regel freien Zutritt gewähren. Die beiden Initiatoren befanden sich in einer Zwickmühle, denn sie wussten andererseits, dass das Kloster nicht endlos Ressourcen zur Verfügung stellen konnte, bloß weil es mit einer Besucherkultur konfrontiert ist, die nicht auf freiwilliges „Geben und Nehmen“ (im buddhistischen Sinne „Verdienste erwerben“) zu tun hat, sondern mit bezahlender Leistung und Gegenleistung.

Der Rinpoche entwickelte mit Michael Schmitz einen Masterplan, der nicht nur dem Kloster, sondern auch der ganzen Region zugute kommen sollte. Neben Wiederaufforstung, der Installation einer Wasserleitung und einem Müllkonzept wurden auch soziale Projekte angekurbelt. So entstand die Idee der High-Altitude-Medicine. Das Anpflanzen von tibetischen Heilkräutern in der Region schlug gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe: „Zum einen wurde für die Bevölkerung eine einfache und bezahlbare medizinische Versorgung gesichert, zum anderen bekam die Region, neben dem Tourismus ein zweites wirtschaft-

liches Standbein – was sich vor allem in der jetzigen Situation, da die Touristen ausbleiben, besonders auszahlt“, sagt Michael Schmitz. Die Heilkräuter werden auch an die Besucher verkauft, entweder in Form von Tee und Räucherstäbchen oder als Medizin nach einer Konsultation beim tibetischen Doktor im nahegelegenen Namche Bazaar.

Als ich nach einer Stunde leicht fröstelnd das Kloster verlasse, liegt frischer Neuschnee. Einige der Mönche haben sich Skier gebastelt und jagen sich gegenseitig einen kleinen Abhang hinunter, sogar eine Schanze haben sie sich gebaut. Mit ihren flatternden roten Roben sausen sie um die Wette und haben dabei einen riesigen Spaß.

Ein paar Meter weiter öffnet gerade das Sacred Land Eco-Center. Gegen ein kleines Eintrittsgeld kann ich mich hier über die Geschichte des Klosters informieren. Ein halbstündiger Film erklärt außerdem einige Grundlagen des Buddhismus und dessen Zusammenhang mit Ökologie sowie über die Sherpa-Kultur. Auch wird hier über die Besuchszeiten im Kloster und über die Teilnahme an bestimmten Zeremonien informiert – und wie man sich dabei verhalten sollte. Der Erlös der Eintrittsgelder und der dort verkauften Souvenirs (inklusive der Produkte aus den Heilkräutern) kommt wiederum den Mönchen und dem Gesamtprojekt zugute.

„Heute kriegen wir doch eine Menge E-mails von Touristen, die sehr erstaunt sind zu sehen, dass sie sich hier nicht nur in einer wunderschönen Welt befinden, sondern dass es auch Leute gibt, die da wohnen und eine gewissen Kultur haben und dass so eine Kultur auch eine ziemliche Tiefe hat“, sagt Michael Schmitz.

Um das hektische Treiben der Trekkingtouristen so gut es geht vom Kloster fernzuhalten, hat Schmitz kleine Wohnungen für die Mönche vor das Kloster gebaut, die gleichzeitig eine Art Schutzwall bilden. Dabei hat er sehr darauf geachtet, dass sich die Architektur sensibel an das Gesamtbild anpasst. Mir, die zum ersten Mal hier ist, fällt der Neubau nicht einmal auf.

Das umfassende Konzept des Projektes hat mich sehr beeindruckt und ich möchte sogar behaupten, dass es, was den Ökotourismus angeht, sehr nahe an „die eierlegende Wollmilchsau“ herankommt.

Innerhalb von sieben Jahren hatte das Tengboche Development Project mehr erreicht als zu erwarten gewesen ist und bekam im März 2002 den „To-Do-Preis“, eine hohe Auszeichnung für sozial- und umweltverträgliche Tourismusprojekte.

Bei all dem Erfolg bleibt Michael Schmitz, der gerade mit dem Bau eines anderen Klosters beschäftigt ist, bescheiden. „Und wenn das Kloster umfällt, ist egal, dann wird ein neues Kloster gebaut. Ein neues Kloster zu bauen ist immer gut, weil dann noch mehr Leute gute Verdienste aufbauen können.“

## 6.2 Lamamangel in Lukla

Auf meinem Rückweg nach Kathmandu besuche ich noch die Lamaschule in Lukla. Es regnet in Strömen, als ich um 10 Uhr morgens mit meinen durchgeweichten Schuhen bei der kleinen Klosterschule ankomme. Eine Handvoll Kinder in rotem Mönchsgewand sitzt geduldig auf den Stufen neben dem Eingang. Der Lehrer sei noch nicht da, geben sie mir zu verstehen und fangen an zu kichern. Als der Lehrer um die Ecke biegt, springt einer der Schüler sofort auf, um die Schulglocke zu läuten. Der Tag beginnt mit Malunterricht. Stolz zeigt mir der 10-jährige Nima seine Thangka, die er gestern fertiggestellt hat. Über eine Woche habe er für die Abbildung eines Buddhas gebraucht. Die Thangkamalerei unterliegt strengen Regeln und Maßen und die Abbildungen von Buddhas, Bhodisattvas oder anderen Göttern werden nicht um der Kunst willen geschaffen, sondern dienen der Meditation und symbolisieren geistige Inhalte. Die Ausbildung eines Thangka Malers, des sogenannten Kappa dauert in der Regel 5 – 7 Jahre.

„Nicht jeder darf Thangkas malen“, erklärt der Lehrer. „Wenn man eine Thangka malt und nicht exakt kopiert, ist das sehr schlecht für das Karma. Bevor wir anfangen Thangkas zu malen, müssen wir erst Bücher studieren, auch über Anatomie – Hände, Nase, alle Teile des Körpers. Man muss zuerst studieren, dann kann man malen. Alles andere ist nicht gut.“

Obwohl Nima die Thangka-Malerei gefällt, möchte er später lieber Lama werden. Der Lama ist ein Geistlicher und übernimmt innerhalb einer Dorfgemeinschaft wichtige Aufgaben, ähnlich denen eines Dorfpfarrers. Seit Jahren aber gibt es kaum noch Lamas in der Region. „Oft hatten wir nicht mal einen Lama, um die Totenmesse für die Verstorbenen abzuhalten“, berichtet der Lehrer, „Deswegen haben wir beschlossen, eine Lamaschule aufzumachen. Aber kaum ein Jugendlicher hat sich dafür interessiert. In einer Gegend, wo man viel Geld als Porter oder Guide verdienen kann, auch kein Wunder.“ Seit der Tourismus im Solu-Khumbu den Lebensrhythmus der Menschen bestimmt, hat ein Wertewandel stattgefunden. Für die Jugendlichen in Khumbu gibt es neben dem Tourismus kaum noch attraktive Alternativen. Wer im Tourismusgeschäft arbeitet, kann überdurchschnittlich mehr verdienen, als beispielsweise ein Landwirt. So sind auch die Lamas mehr und mehr ausgestorben. Trotz des westlichen Einflusses sind die Sherpas in der Region aber noch immer praktizierende Buddhisten und brauchen die Lamas für ihre religiösen Zeremonien.

„Als wir gemerkt haben, dass sich die Touristen auch sehr für Thangkas interessieren, haben wir beschlossen, das Unterrichtsangebot auf Thangka-Malerei und Englisch auszuweiten“, sagt der Lehrer. „So gab es für die Kinder mehr Anreiz auf die Klosterschule zu gehen. Wie ihre Freunde und Verwandten kön-

nen sie mit dem Verkauf der Thankas auch am Touristengeschäft beteiligt sein, gleichzeitig aber auch am Erhalt der Kultur mitwirken.“

Die Klosterschule, an der zur Zeit 25 Schüler studieren, wird von der deutschen Organisation Kinderhilfe Nepal finanziell unterstützt. Die Kinder bezahlen kein Schulgeld und müssen auch nicht für Lernmaterialien wie Farben und Bücher aufkommen. Die Schüler zu halten ist trotzdem eine schwierige Aufgabe für die Lehrer, denn sie müssen sich immer wieder und mit viel Überzeugungskraft gegen das Porter- und Guidebusiness durchsetzen. „Bei den Jüngeren ist viel Begeisterung da, schwierig wird es bei den Älteren“, räumt der Lehrer ein, „Wenn die Schüler um die 20 Jahre alt sind, dann wollen sie auch lieber in Pubs gehen. Das ist schon der Einfluss des Tourismus. Und wenn sie sehen, dass ihre Freunde mit den Touristen besseres Geld machen, als sie, die „nur“ die Lamatexte lesen und Thangkas malen, so ist es schon schwer, sich dagegen durchzusetzen.“

Aber davon ist der 10-jährige Nima noch weit entfernt. Er ist stolz, dass er hier auf die Schule gehen darf und in der Mittagspause zeigt er mir seinen Lieblingsplatz, ein paar Schritte von der Schule entfernt. Von hier aus hat man einen wunderschönen Blick über das Tal und man kann auch das Dorf sehen, in dem Nima mit seiner Familie lebt und von wo er sich jeden Morgen auf den Schulweg macht. Er kann gar nicht verstehen, warum wir alle immer so viel reisen müssen – etwas Schöneres als Solu-Khumbu kann es doch auf der Welt gar nicht geben.

## 7. Schlussbemerkung

Zwei Projekte sind mir noch wichtig zu erwähnen, weil sie meiner Meinung nach sehr nah an das herankommen, was man mit dem Wort Ökotourismus beschreiben kann. Leider sind sie zur Zeit wegen der politischen Situation auf Eis gelegt, so dass es mir nicht möglich war, mich vor Ort davon überzeugen zu lassen. Da wäre zum einen das Rolwaling Projekt, das von der österreichischen Organisation Öko Himal unterstützt wird. In einer vom Massentourismus abgelegenen Region wurden Dorfgemeinschaften gegründet, die später als Kooperativen ihre eigenen Ideen zur Verbesserung der Infrastruktur umsetzen. Die Einführung eines bescheidenen Tourismus soll dabei als zweites Standbein die Dorfentwicklung unterstützen. Das Projekt dient der Armutsbekämpfung und soll verhindern, dass die Einwohner in die Stadt abwandern. Max Petrik hat mir das Projekt erklärt und mir viele Bilder gezeigt. Leider ist das Rolwaling Tal derzeit von Maoisten kontrolliert, die auf Projektaktivitäten westlicher Hilfsorganisationen nicht gut zu sprechen sind. Das Projekt, das kurz vor seinem Abschluss stand, wurde bis auf Weiteres eingefroren.

Auch die Organisation CCODER (Center for Community Development and Research) versucht, Dorfentwicklung und Tourismus zu verbinden. Mit „Projekt-tourismus“ tragen Touristen dabei aktiv zur Finanzierung der Projekte bei. CCODER bietet Touren an, bei denen Reisen und Lernen miteinander verbunden werden können – je nach Interessengebiet. Eine Tour informiert beispielsweise über tibetische Naturmedizin. Ein- bis zweiwöchige Treks führen an Dörfern und Pflanzungen vorbei und geben Aufschluss über deren Verwendungsmöglichkeiten. Mit dem Anpflanzen der Heilkräuter sichert sich die Dorfgemeinschaft eine gemeinsame Einkommensquelle und das Geld der Trekker ist ein gutes Zusatzgeschäft und landet direkt in den Kassen der Kooperative.

Der Reiseunternehmer Krishna Karki, der die Organisation SWAN (Social Welfare Association of Nepal) gegründet hat, ist noch einen Schritt weitergegangen. Er macht das Dorf zum Mittelpunkt einer Reiseerfahrung. In regelmäßigen Abständen führt er eine kleine Reisegruppe in sein Dorf, das zwar mit einer attraktiven Aussicht auf die Berge dienen kann, wegen seiner Abgeschiedenheit aber nie vom allgemeinen Tourismus profitieren konnte. Die Besucher leben bei Gastfamilien und lernen – von einigen Luxuszusätzen wie westliches Essen etc. abgesehen – wie es sich in einem nepalischen Dorf lebt, wie der Alltag der Menschen aussieht, wie man eine Kuh melkt, das Getreide drischt usw. Dabei achtet Krishna gleichzeitig darauf, dass ökologische und kulturelle Schäden minimiert werden. Das Dorf als „Event“ hat bisher viele Reisende, vor allem aus Deutschland, angesprochen und mit seinem Projekt hat Krishna Karki schon etliche Preise erhalten.

Wer Nepal als Tourist besuchen und seine Vorzüge genießen möchte, kommt nicht umhin, sich an der Entwicklung und Erhaltung des Landes zu beteiligen. Viele positive Beispiele haben mich davon überzeugt, dass dies funktionieren kann. Das wohl berühmteste Beispiel ist Bhaktapur. Durch enorme Unterstützung aus dem Ausland und Einnahmen aus den Eintrittsgeldern, die von Touristen verlangt werden, konnten die wertvollen Tempelanlagen des ehemaligen Königreichs im Kathmandutal im letzten Moment gerettet werden. Ein Fahrverbot sorgt in der Stadt außerdem dafür, dass nicht noch mehr Schäden an dieser fragilen Architektur entstehen. Die Touristen beteiligen sich gerne und großzügig an solchen Projekten, aber nur solange die Höhe der Eintrittsgelder realistisch und deren Verbleib transparent bleibt. Dies ist leider nicht immer der Fall. Gerade in einer Zeit, in der Nepal händeringend versucht, den enormen Einbruch des Tourismus zu stoppen, sollte dies berücksichtigt werden. (Bhaktapur verlangt mittlerweile den stolzen Preis von 10 US\$ von den Besuchern, das ist mehr als das halbe Monatseinkommen eines Durchschnittsnepali). Die Fehler, die im Tourismus gemacht wurden, sind nicht mehr wettzumachen, aber man kann aus ihnen lernen, wie viele Projekte und Aktionen gezeigt haben. Auf

lange Sicht werden jedoch alle Bemühungen zur Verbesserung der Lebensbedingungen, zu denen ja auch der Tourismus beitragen soll, zu einem „Herumdoktern“ an Symptomen, solange innerhalb der Regierung kein entscheidender Richtungswechsel stattfindet. Korruption ist Gift für Nepal. All die Menschenleben, die der Krieg mit den Maoisten gekostet hat, gehen indirekt auf ihr Konto – davon ist jeder Nepali, mit dem ich gesprochen habe, überzeugt. Gleiches gilt für die ökologischen Schäden.

Entwicklung und Tourismus können nur dann funktionieren, solange alle zusammenarbeiten. Die Touristen werden nicht kommen, solange der Ausnahmezustand nicht beendet ist und die Toten nicht aus den Schlagzeilen verschwinden. Und die Maoisten werden ihre Waffen nicht niederlegen, solange die Regierung nicht einlenkt.

„Solange die Menschen in Harmonie mit ihrer Umwelt, den lokalen Göttern und Geistern leben, werden Frieden und Wohlwollen vorherrschen. Wenn jedoch Bäume gefällt, Erde umgegraben, Steine und Mineralien entfernt und Berge verschmutzt werden, fühlen sich die Götter und Geister gestört. Dies führt dann zu Naturkatastrophen und Krankheiten.“

Ngawang Tenzing Zangpo Rinpoche, Abt des Klosters Tengboche.

Danke an die Heinz-Kühn-Stiftung, die mir diesen unvergesslichen Aufenthalt ermöglicht hat. Ein besonderer Dank geht dabei an Ute Maria Kilian.

Außerdem möchte ich mich bei meinen Stipendiaten-Kollegen bedanken, die mir freundlich und ausführlich mit Rat und Tat zur Seite standen. Besonders Chris Hulin, die mich nicht nur mit tollen Tipps sondern auch mit einem – zum unersetzlichen Assecoire gewordenen – Aufnahmegerät ausgestattet hat. Herzlichen Dank an Helmut Osang von der Deutschen Welle sowie dem Honorarkonsul Ram Thapa, den Kollegen von NEFEJ und Radio Sagarmatha, insbesondere Mohan Bista und Jaya. Klaus Betz vom Studienkreis Tourismus und Entwicklung, Renate Sherpa, Michaela Maxwell, Raju und allen, die mir bereitwillig ein Interview gaben und mit viel Zeit auf meine nie enden wollenen Fragen eingingen.